

mare

Sophie Van der Linden

IM LICHT DER LOFOTEN

Roman

Aus dem Französischen
von Valerie Schneider

mare

Für dich, für deinen Fingerschlag
auf der Trommel

Es ist nie so kalt draußen wie befürchtet, mitten in der Nacht. Selbst in der Arktis nicht.

Ich hatte mir den Wecker gestellt. Da die Dunkelheit hinter den Fenstern nicht weichen wollte, stellte ich ihn Stunde um Stunde weiter. Endlich erschien ein vager Lichtschein, ein schüchterner, grünlicher Streifen am unermesslichen Nachthimmel. Die Hütte blieb in Stille gehüllt, ich lag noch immer da, desorientiert durch den zerstückelten Schlaf. Dann begann ein grünes Gebilde erneut sanft am Himmel zu wogen. Das war das erwartete Signal, ich stand auf.

Zunächst musste ich meine überall verteilten Sachen einsammeln, die Wollkleidung, die Pelze, ein Teil über das andere ziehen. Erst in die Filzschuhe, dann in die Stiefel schlüpfen, eine Weile den Robbenledermantel in der furchtbaren Unordnung der Hütte voller Leinwände, Farbtuben und verschmierter Lappen suchen. Nachdem ich eilig eine Palette abgewischt hatte, um eine frische Skala nordischer Farbtöne zu mischen – aus Grün, Blau, Gelb, sogar etwas Purpur –, befestigte ich einen neuen Malkarton an meiner umschnallbaren Staffelei und zuletzt die Gürtelhalterung.

Als ich schließlich draußen war, ein wenig unförmig in all den Kleidungsschichten, rückte ich, die Palette in der Hand, auf unsicherem Gelände vor. Der Schnee knirschte auf ganz spezielle

Weise unter meinen Füßen. Ich hätte gern das Wort auf Samisch gekannt, das genau diese Art von Schnee beschreibt. Hinter mir beleuchtete ein zurückhaltender Mond schwach die Landschaft. Glücklicherweise hatte es seit meinem letzten Ausgang nicht geschneit, und ich konnte meine Füße bei jedem Schritt in die Spuren des Vortags setzen. Ich schauderte vor Schlaftrunkenheit.

Das Knistern kündigte sich bereits an, doch ich wagte es noch nicht, hinzusehen, da ich mir die Überraschung des ganzen Spektakels bewahren wollte.

Endlich stand ich auf meinem Felsvorsprung, den Pinsel erhoben, wartend. Gegenüber die Masse der Berge, kaum auszumachen in der Dunkelheit.

Und dann kamen die Lichter, wie ein Crescendo, allen voran die üblichen, leicht gelb eingefärbten Grüntöne. Ein Schleiertanz à la Loïe Fuller, zart und verführerisch. Mehr und mehr wurden sie entfesselt. Hellblau mischte sich in das Grün, gelbe Streifen brachen sich Bahn, gleißende, vertikale Lichtblitze zerrissen die Nacht. Schließlich bedeckten, lebendig-weiß, zauberhafte Gebilde mit Lichthöfen den magnetischen Himmel und erhellten verstohlen die Berge. Ich malte wie von Sinnen, den Blick starr auf das Schauspiel gerichtet, und erlebte die Apotheose, als die Rosé- und Mauvetöne ihren Auftritt hatten. Meine Hand bewegte sich im Einklang mit dieser überwältigenden Flut. Zebamuster, Kleckse, Risse, die puren Farben im Kampf mit dem Licht.

Wir haben soeben den Bahnhof von Tangen hinter uns gelassen, vor dem Abteiffenster erscheinen, düster, massiv, wieder die Pinien, und ich suche unwillkürlich die Weidenröschen, die unsere Sommerreisen mit ihrem konstant rosa-violetten Gruß begleiten. Doch inzwischen herrscht hier die Dunkelheit, und die Böschung ist nur noch traurig braun. Das Leben hat sich aus der schlaffen Vegetation zurückgezogen, nicht mehr lange, und ein dicker Mantel aus Schnee wird sie vollkommen bedecken.

Wenn der Herbst naht, ein trockenes Blatt über das Kopfsteinpflaster kratzt, ich abends vor Kälte erschauere, liegt etwas in der Luft, das mich spüren lässt: »Bald ist es Zeit für die Lofoten.«

Und wenn der Winter sich dann richtig breitgemacht und seinen dunkelsten Punkt erreicht hat, wenn die Nacht nicht mehr weichen will, dann ist der Moment gekommen, loszufahren, dem hartnäckigen Ruf zu folgen. Dem des ohrenbetäubenden Windes, der Sternhaufen, der weißen Grenzenlosigkeit, die sich in wechselnde Nuancen einfärbt ... Dem Ruf nach dem tiefen Sinn, den ich im Malen dieser widerpenstigen Landschaft gefunden habe.

Die Reise beginnt, sobald ich es mir, allein, in meinem Abteil bequem mache. Hier tauche ich wieder in die Stim-

mung ein, die mich jedes Mal ergreift, vor allem, wenn der Zug in der prallen Sonne hält. Ist es der Geruch der staubigen Velourssitze, der klebrigen Vorhänge? Oder der der breiten, rissigen Gummidichtung um die dicke Fensterscheibe, auf deren Außenseite schräg die alten schwarzen Regenspuren verlaufen? Nichts verändert sich so wenig wie ein Zug.

Das Abteil von heute ist übrigens womöglich dasselbe, das dich damals von Trondheim nach Oslo brachte, ehe du, am Ende des Sommers 1901, zurück zu uns nach Schweden fuhrst. Auf meinen Wunsch hin hattest du mich soeben allein auf den Lofoten zurückgelassen. Das absurde Verhalten eines Ehemanns, als Antwort auf das absurde Bedürfnis seiner Frau: in diesem gerade neu entdeckten Teil der Arktis zu bleiben, um zu malen. Obwohl sie das Malen nie gelernt hatte. Von dort aus schicktest du mir auf meine Bitte hin die nötigen Utensilien. Ohne viele Worte zu verlieren, hattest du verstanden, was für eine Wende diese Begegnung für mich war.

Denn dieser Flecken Erde hatte auf mich gewartet. Davon war ich überzeugt, noch ehe ich den ersten Fuß daraufgesetzt hatte, schon als das Schiff sich ihm näherte und ich zum ersten Mal dieses lange, steinige, von Bergspitzen bedeckte Monster erblickte, das sich im Meer niedergelegt zu haben schien. Es war eine Landschaft, die ich unmöglich hätte erraten können, auch wenn ich, ohne es wirklich zu erfassen, die vom Wasser angenagten Berge auf der Karte bereits eingehend betrachtet hatte. Vor Ort wurde es dann deutlich. Auf Reisen geschieht es manchmal, dass uns eine Stadt, eine Landschaft so sympathisch sind, dass sie uns gleich vertraut

erscheinen. Doch hier war es etwas anderes. Eine Art Intimität? Je tiefergehend ich diese Häfen, diese Fjorde, diese sich ins Meer stürzenden Felsen ergründete, desto mehr bestätigte sich das Gefühl, verstärkte es sich sogar. Nach und nach begann diese Landschaft in mir zu wirken. Ich musste sie malen. Dringend.

In beinahe völliger Unkenntnis der einfachsten Techniken gab ich dieser Obsession nach. Die mich nie wieder verlassen, sich im Laufe meiner regelmäßigen Aufenthalte seit fast dreißig Jahren nie abgeschwächt hat.

Dabei war mein erster Winter in der Abgeschiedenheit von brutaler Feindseligkeit geprägt. Die romantische Fantasie einer wilden Landschaft war weit entfernt von ihrer nackten Realität. Ich erreichte Svolvær zur gleichen Zeit wie ein Sturm. Schon die Überfahrt war eine Herausforderung gewesen, und die Ankunft im Hafen versprach keine Erleichterung. Der Wind trieb mir den Schnee in die Augen und zwang mich dazu, sie fast zu schließen, mich zu krümmen, das Gesicht abzuwenden, um das Hotel zu erreichen. Auch drinnen sorgten Türen und Fenster für eine unkontrollierbare Zirkulation von Zugluft, die bis in das spartanische Bett hinein zu spüren war, selbst eingewickelt in zwei Kamelhaardecken. Die rauchenden Petroleumlampen richteten gegen die andauernde, geheimnisvolle Finsternis nichts aus. Die Teppichböden und sogar die Mauern des Gebäudes waren vollkommen von diesem hartnäckigen Geruch durchdrungen, dem nach schwarzem Blut und Dorschöl, der vom Hafen herüberwehte. Ich war eine der wenigen Bewohne-

rinnen des Etablissements, abgesehen von ein paar Stammgästen, Kapitänen großer Schiffe kurz vor der Abfahrt, Reedern auf Inspektionstour. In dieser mageren Runde war ich vollkommen fehl am Platze. Alles, was ich vergessen wollte – dass ich eine Frau war, aus wohlhabendem Milieu, aus der Stadt –, trennte mich von den anderen. Ich verließ selten mein Zimmer. Und wenn ich es musste, zog ich die Kleider an, die ich zum Malen mitgebracht hatte. In Gesellschaft eher unschicklich, sogar in einer ungewöhnlichen wie dieser hier, brachen sie zumindest mit dem Bild der gutbürgerlichen Dame, das dem Personal und den anderen Reisenden Anlass gegeben hätte, mich abschätzig zu mustern. Vor allem beklagte ich mich nicht. Niemals. Meine Miene blieb stets hart und selbstsicher, sogar wenn ich schlotternd allein in meinem Zimmer saß und meine Entscheidung in Zweifel zog, mitten im Winter auf die Lofoten zurückgekehrt zu sein.

Doch eines Tages war das Licht, waren die Farben wieder da. Und von diesem Moment an sollte nichts mehr wichtiger sein als das. Licht und Farben.

Wir halten auf offener Strecke. Das Abteil, der Zug, die ganze Erde, könnte man meinen, ist plötzlich erfüllt von undurchdringlicher Stille, ohrenbetäubend im Kontrast zu dem, was ihr in den letzten Stunden vorausgegangen ist – dem Getöse des rollenden Zuges, dem abgehackten Rhythmus der Räder auf den Schienenstößen und dem gedämpften Echo der Bettung. Ich merke auf einmal, dass ich kurzatmig bin, wie nach einer körperlichen Anstrengung. Irgendwo im Waggon fängt ein Kind an zu weinen und erinnert mich daran, dass die Menschheit noch existiert. Der Schaffner läuft mit lebhaften, vom Holzboden widerhallenden Schritten über den Gang in Richtung vorderen Zugteil. Draußen ist die Nacht weit entfernt von schwarz. Ein immer noch wahrnehmbarer Schimmer umhüllt die bewegte Silhouette des Laubwerks. Düstere hohe Bäume vor Tageshimmel.

Dies wird eine meiner letzten Reisen auf die Lofoten sein. Wir haben nicht so darüber gesprochen, doch wir wissen es alle beide. Auch wenn ich mich weigere, die Anzeichen meiner körperlichen Schwäche zu beachten – die kühle Mathematik bringt mich dem hohen Alter näher.

Eine künstlerische Laufbahn mit fast vierzig Jahren zu beginnen, verlangt Zähigkeit. Meine Erfolge in Venedig, in Paris lassen mich die Geringschätzung der Stockholmer

Kunstkritik nicht vergessen. Im Grunde hat sich seit meiner Kindheit und der kategorischen Weigerung meines Vaters, mich meinen eigenen Weg gehen zu lassen und mir eine künstlerische Ausbildung zu erlauben, nichts verändert. Genau wie er glauben noch immer alle, dass eine Frau in Gemäldeausstellungen nichts zu suchen hat. Allenfalls mit hübschen, harmlosen Blumenkompositionen. Sicher nicht mit schroffen Landschaften, die vermuten lassen, dass die Malerin sich, mit Tierfellen behängt, der feindseligen Natur ausgesetzt hat.

Vor ihnen würde ich es niemals aussprechen, da sie von mir hochgeschätzte Freunde sind, doch es ist offensichtlich, dass meine Sujets gewagter sind als die Abbildungen familiären Lebens von Carl Larsson oder die folkloristischen Szenen Anders Zorns. Das disqualifiziert mich umso mehr. Also setzt man mich herab, weist mich auf meine mangelnde akademische Ausbildung hin, auf meinen Status als Ehefrau und Assistentin des großen Architekten Boberg, zuständig für kunstvoll gefertigte Glaswaren und Wandteppiche, Disziplinen, auf die ich mich aber doch bitte beschränken möge.

Vielleicht bin ich nicht weit genug gegangen, habe sie noch nicht genügend beeindruckt? Doch das ist es, worauf ich diesmal aus bin. Intensität. Deshalb bin ich so früh losgefahren, kurz vor der Polarnacht. Und zwar mit dem Plan, so lange zu bleiben wie nötig.

Das Bild von Monets Pappeln im Wind, die ich in der National Gallery ausführlich bewundert habe, legt sich über das der dunklen Bäume, die sich außerhalb des Zugs trägt im

Wind wiegen. Der Tod des alten Künstlers, kurz nach unserem Umzug nach Paris, hat mich nachhaltig betrübt. Seine Gemälde haben mich sowohl das Sehen als auch das Malen gelehrt. Häufig, so wie heute Abend, kommt es vor, dass sich mir eine Landschaft in ihrer rein plastischen Dimension zeigt. Dabei kann es sich um Spiegelungen auf einem Teich handeln, um ein Blumenfeld, den Dampf eines in den Bahnhof einfahrenden Zuges, den Schnee im blauen Morgen- oder auch rosafarbenen Abendlicht, um diffusen Nebel mitten in der Stadt. All das sehe ich plötzlich genau so, wie es auf einem der Gemälde des Meisters aussehen würde – oder könnte. Dabei betrachte ich diese realen Landschaften nicht mehr so, wie ich es hätte tun können, ohne seine Malerei vorher gekannt zu haben. Hätte ich sie überhaupt betrachtet? Ich sehe sie jetzt mit den Augen derjenigen, die diese Gemälde gesehen hat. Die Malerei verändert meinen Blick, und mein Blick verändert die Realität, die mich umgibt. Ohne das häufige Studium dieser Werke wäre meine Sicht auf das, was sich mir darbietet, eine andere. Womöglich eine ärmere.

Diese Pappeln, so unscheinbar sie im Vergleich zu den berühmten *Seerosen* sein mögen, weisen einen faszinierenden, beinahe unwirklichen Hell-Dunkel-Kontrast auf. In Paris habe ich noch mehr dieser Bilder gesehen, alle in derselben S-förmigen Komposition. Die meisten davon waren sehr viel schillernder als die in London, auf denen im Grunde nur Weiß und Grün erkennbar sind und ein unbestimmter Farbton – Grau, Braun, ein erloschenes Rot? –, der für das dunkle Blattwerk verwendet wird, überragt von leuchtenden Wolken vor einem klaren Himmelsblau. Wie viel Zeit habe ich

vor diesen Gemälden stehend verbracht, die Nase beinahe an den Wolken platt gedrückt, in dem Versuch, die nervösen, kreisenden Pinselstriche nachzuvollziehen, die weiße, von gelben und violetten Spuren durchzogene Materie, die quasi zufälligen purpurnen Tupfer. Diese Beobachtungen helfen mir noch immer, selbst auf die verschneiten Hänge der Lofoten angewandt. Ich muss sagen, dass ich noch nie Gemälde der Arktis in Museen gesehen habe. Da ist natürlich Bruno Liljefors, der den Schnee in seinen Genrebildern auf bewundernswerte Weise malt. Doch hier, jenseits des Polarkreises, ist das etwas anderes.

Das gewaltige Getöse eines anderen Zugs, der in vollem Tempo in entgegengesetzter Richtung an uns vorbeifährt, lässt mich zusammenschrecken. Daher also dieser Halt, eine Art höfliche Geste einem Zug gegenüber, der an uns vorbeimusste und in den Süden saust, in die noch bestehende Heiligkeit. Zu dir.

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
Arctique solaire bei Denoël, Paris.

Copyright © Editions Denoël, 2024

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des französischen Außenministeriums vertreten durch
die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

© 2026 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Schrift Dante

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-753-6



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de